



**ICH
BIN
CHINA**

ROMAN

**XIAOLU
GUO**

KNAUS

Xiaolu Guo

Ich bin China

Roman

Aus dem Englischen
von Anne Rademacher

Knaus

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
»I am China« bei Chatto & Windus.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2014 by Xiaolu Guo

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015

beim Albrecht Knaus Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München.

Das Motto aus dem Gedicht »[Als ich eines Abends ausging](#)«
von W. H. Auden entstammt der Übersetzung von Ernst Jandl.

Die Adaption des Gedichts »[Amerika](#)« von Allen Ginsberg
basiert auf der Übersetzung von Carl Weissner.

Das [Zitat](#) aus dem Daodejing, Laozi, entstammt
der Übersetzung von Richard Wilhelm.

Der Verlag hat sich bemüht, Genehmigungen Dritter für im Buch
verwendete Abbildungen einzuholen. Sollten Sie sich in Ihrem Recht betroffen fühlen,
bitten wir Sie, den Verlag zu kontaktieren.

Umschlaggestaltung: Sabine Kwauka

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN 978-3-641-15029-7

V003

www.knaus-verlag.de

Ich liebe dich, Liebe, ich lieb dich,
Bis der Fluss den Berg überspringt,
Bis sich China und Afrika treffen
Und der Fisch auf der Straße singt.

»Als ich eines Abends ausging«, W. H. Auden

PROLOG

29. Dezember 2011

Liebste Mu,

die alte Himmelshure Sonne brennt mir das Hirn weg. Ich fühle mich nackt und leer und habe nichts mehr im Herzen, außer Deinem Bild.

Über den Ort, von dem ich Dir schreibe, darf ich nichts verraten, erst wenn ich in Sicherheit bin, kann ich vielleicht mehr sagen. Ich weiß nicht, wie es weitergeht und was die Zukunft bringt, nur eins ist sicher: Für Dich will ich überleben, für Dich will ich frei bleiben. Doch was immer auch geschehen mag: Ich kann nicht von meinen Überzeugungen lassen. Sie haben mein Leben geprägt und mich schließlich an diesen Ort gebracht. Auch für sie muss ich leben. Eines Tages werden wir uns wiedersehen, meine Geliebte, doch wann dieser Tag ist, weiß ich nicht.

Wenn ich mich hier umsehe, wird mir klar, dass alles genau so kommen musste. Vielleicht war ich schon immer auf dem Weg hierhin, nur wusste ich es nicht, oder ich habe es nicht wahrhaben wollen. Dabei hat meine Reise schon im Juni 1989 begonnen. Ja, ich weiß, nicht schon wieder das alte Thema, aber heute, an diesem Abend unter dem fremden südlichen Himmel, flackern die Bilder jener Nacht wieder in mir auf. Du lebstest damals noch in Deiner Heimatstadt im Süden, wir kannten uns noch nicht. Doch ich war dort, ich war dabei, und ich sage es an dieser Stelle noch einmal: Ich wünschte, sie hätten mich an jenem Tag erschossen. Ich hätte dort sterben sollen. Niedergemetzelt und von den Panzern platt gewalzt.

Der Abend nach dem Massaker – ich erinnere mich noch genau an ihn. Ich ging allein zum Tiananmen-Platz. Es war Mitternacht. Die Truppen der Volksbefreiungsarmee hatten das Blut bereits vom Straßenpflaster gewaschen. Die Zelte der Hungerstreikenden waren verschwunden, und der Platz lag verwaist, aber von Müll übersät da: zerrissene Studentenhaltücher, blutbeschmierte Hemden und Blut in den Spalten zwischen den Steinen. Ich stand einfach nur da. Unser ruhmreichster Platz. Seit Jahrhunderten war hier

gefeiert, gekämpft und marschiert worden. Hunderttausende Fahrräder sind über das Pflaster des Platzes gerollt, Hunderttausende Menschen über ihn spaziert. Doch jetzt ist das Volk besiegt. Ach, wäre doch auch mein Blut im Boden zwischen den Steinen versickert. Das wäre ein würdiger Tod gewesen. Und eine würdige Jugend.

Liebste Mu, Du weißt, was ich sagen will. Ich kann nichts anderes mehr denken, es wiederholt sich als Endlosschleife in meinem Kopf. Auch die achtzehn Jahre, die wir nun schon zusammen sind, konnten mir meine innere Zerrissenheit nicht nehmen. Achtzehn Jahre – so lange liebe ich Dich schon. Du bist alles, was ich in dieser Welt an Familie habe. Aber Du sagst, dass Du mit Politik nichts anfangen kannst, es noch nie konntest. Du bist 1989 nicht mit dabei gewesen, sonst würdest Du alles verstehen.

Ich erinnere mich noch an den Mai vor dem Massaker. Der Vorsitzende Hu Yaobang war gerade gestorben, und ich hatte die erste chinesische Übersetzung von »Howl – Das Geheul« entdeckt. Es war die Taschenbuchausgabe, in der wir gemeinsam gelesen haben. Die Studenten an Pekings Universitäten machten sich Sorgen um die Zukunft. Hu war Chinas letzter guter Führer gewesen. Wir saßen in den Cafés und diskutierten – das Studium schien plötzlich keine Rolle mehr zu spielen. Wir fragten uns, ob es noch Hoffnung gäbe. Dann kamen die ersten freien Wahlen im sozialistischen Polen. Im Westen redeten plötzlich alle über das Thema Demokratie versus Kommunismus. Aber China interessierte das nicht. Wir wussten: Hier würde sich niemals etwas ändern. Ich war erst siebzehn, aber ich fühlte mich wie ein alter Mann – traurig und desillusioniert. Was war aus meinen Überzeugungen geworden? Was aus meinem Mut und der Hoffnung, politisch etwas bewirken zu können? Ach, scheiß auf die Politik, dachte ich mit einem Mal, bei dem ganzen Mist war nur ein Gutes herausgekommen: die Band. Meine erste Band, die Dir so gut gefallen sollte. Du weißt, was sie damals für mich bedeutet hat. Ich wollte das neue Jahrzehnt mit neuer Musik begrüßen, mit der ersten echten chinesischen Rock 'n' Roll-Band. Lieber mit der Gitarre Trommelfelle zertrümmern, dachte ich, als auf den Barrikaden zu kämpfen.

Und so hatte ich nur noch Rock 'n' Roll im Kopf, als in jenem Juni die Studentenproteste auf dem Platz begannen. Er war meine große Leidenschaft. Meine Kommilitonen demonstrierten und traten in den Hungerstreik, doch ich war längst der Ansicht, dass die musikalische Revolution den Protestaktionen überlegen sei. Am 3. Juni habe ich zwei Stunden lang auf dem Platz Transparente und Banner geschwenkt, doch dann war ich es leid. Ja, Mu, ich gebe es zu, ich hatte keine Lust mehr. Ich bin allein zum Campus zurückgegangen, doch ich hätte bleiben sollen. Es wäre mein großer Tag geworden. Jetzt ist es, als wäre ich beim wichtigsten Ereignis meines Lebens nicht dabei gewesen.

Am Abend jenes schicksalhaften Tages hing ich allein im Studentenwohnheim herum, hörte die Sex Pistols und dachte über Musik nach, über meine Musik. Das Gebäude war menschenleer. Der Wind schien verrückt zu spielen und heulte laut durch die Korridore. Ein Schauer lief mir über den Rücken. Ich setzte mich aufs Bett und klimperte auf meiner alten Gitarre herum. Sie brauchte neue Saiten und war völlig verstimmt, außerdem fehlten zwei Röhren am Verstärker, doch während der Wind mir in den Nacken kroch, schrieb ich die ersten beiden Zeilen von »Langer Marsch in die Nacht«: »Hey, kleine Schwester, komm mit raus auf die Straße, der lange Marsch wartet ...«

Ich muss jetzt gehen, meine Liebste. Das Flugzeug, das mich wegbringen soll, wartet. Ich glaube fest daran, dass wir uns bald wieder in den Armen halten werden.

In Liebe,

Jian

EINS – IONA

谁谓河广，一叶杭之。

谁谓宋远，跣予望之。

Shui wei he guang, yi ye hang zhi.

Shui wei song yuan, zhi yu wang zhi.

Wer sagt, der Fluss sei breit?

Mit einem Blatt kann ich ihn überqueren.

Wer sagt, das Reich Song sei weit?

Schon auf Zehenspitzen kann ich es sehen.

Buch der Lieder (1000–700 v. Chr.)

1 – London, April 2013

London ist ein Dröhnen, eine langsame Explosion, die alles auseinanderreißt – Lebendes und Totes. Nie ein Moment Ruhe, überall Rauschen oder dessen Widerhall. Selbst Farben und Gerüche scheinen zu schreien, es ist abstoßend und anziehend zugleich. Der Lärm tönt noch in den so friedlich wirkenden Ecken hinter den verschnörkelten Gitterzäunen von Hackneys grüngrauen Parks. Die Stadt pulsiert von einer alles durchdringenden Energie, die auch die Docklands und Limehouse draußen im Osten mit ihren Kanälen und dem pseudovenezianischen Lido-Lebensgefühl erfasst und immer weiter und weiter bis hinaus nach New Cross, Shepherd's Bush, Kilburn und Kensal Rise rollt, wo geisterweiße Jugendliche schweinsäugige Hunde vor tristen Fassaden spazieren führen. Alles brummt und summt und ist wie elektrisiert von einem einzigen langen Schrei.

Auch in einer winzigen Zweizimmerwohnung in Islington, dem Viertel, in dem es sich die Londoner Mittelklasse gemütlich gemacht hat, sind die Ausläufer des Dröhnens zu spüren. Hier lebt, zumindest vorübergehend, eine junge Frau mit pechschwarzen Haaren und blauen Augen: Iona Kirkpatrick.

Als ein neuer Londoner Tag beginnt, setzt Iona sich im Bett auf, stellt die nackten Füße auf den Holzboden und zieht einen schwarzen BH an. Dann geht sie ans Fenster, um die abgestandene Nachtluft hinauszulassen. Sie atmet tief durch, und ihr Blick folgt dem Kondensstreifen eines Flugzeugs am Morgenhimmel.

In der dunklen Wohnung hinter ihr zieht sich ein Mann an. Während er in Hemd und Hose schlüpft, betrachtet er Ionas nackten Rücken, ihren knabenhaften Hintern, ihre grazil-kompakten Formen. Er wirkt ein wenig verlegen. Iona lädt ihn nicht zum Frühstück ein, noch nicht einmal auf eine

Tasse Kaffee. Seit sie aufgewacht sind, will sie nichts mehr von ihm wissen, obwohl sie sich ihm am Vorabend so bereitwillig hingegeben hat.

»Wollen wir irgendwo einen Kaffee trinken gehen?« Der Satz bleibt in der Luft hängen. Der Mann scheint noch mehr sagen zu wollen, verstummt dann aber.

»Nein.« Iona schüttelt den Kopf, ohne sich zu ihm umzudrehen. »Keine Zeit.«

Er sieht ihr zu, wie sie in ein schwarzes Seidenhöschen steigt, und erinnert sich daran, wie er es ihr am Vorabend abgestreift hat. Sie stand an ihren Schreibtisch gelehnt und hatte beide Arme über den Kopf gehoben wie ein Soldat, der sich ergibt. Wehrlos hatte sie sich von ihm ausziehen lassen, doch jetzt ist sie kalt und abweisend und sieht ihn nicht einmal an, während sie sich das Pyjamaoberteil überstreift.

»Findest du hinaus?«, fragt sie höflich, aber distanziert. »Oder muss ich dich nach unten begleiten?« Sie knöpft das Pyjamaoberteil zu, lässt die Beine aber nackt.

»Ich komme schon klar«, erwidert er. Eine Pause. »Sehen wir uns wieder?«

Jetzt sieht sie ihn an. Ablehnung steht in ihren Augen. Sie zuckt mit den Schultern, ein verhaltenes »Nein«.

Der namenlose Mann küsst sie zum Abschied und geht. Seine Schritte werden leiser, dann fällt die Tür hinter ihm ins Schloss. Vom Fenster aus sieht Iona den Mann in der Menschenmenge verschwinden. Sie blickt zurück ins Zimmer und nimmt irritiert den Geruch von Sex wahr, der immer noch in der Luft hängt, an ihr selbst und in der Bettwäsche. Auf dem Kissen liegen fremde Haare, und die noch warmen Laken verströmen einen fremden Duft. Sie zieht das Bett ab und stopft das Lakenknäuel in die Waschmaschine. In weniger als einer Stunde wird sie den Geruch vergessen haben und bald darauf auch das Gesicht des Mannes.

Im Badezimmer zieht sie das Pyjamaoberteil und die Unterwäsche wieder aus. Sie stellt sich unter die Dusche und lässt das Wasser über ihre Haare

laufen. Eine vertraute Erleichterung durchflutet sie. Die Lust und der Schmutz des Vorabends werden von ihrer blassen Haut gewaschen und durch den Abfluss gespült, wo sie sich mit anderen Abwässern mischen und ihre Reise durch Londons Kanalisation antreten, die in der trüben Themse enden wird.

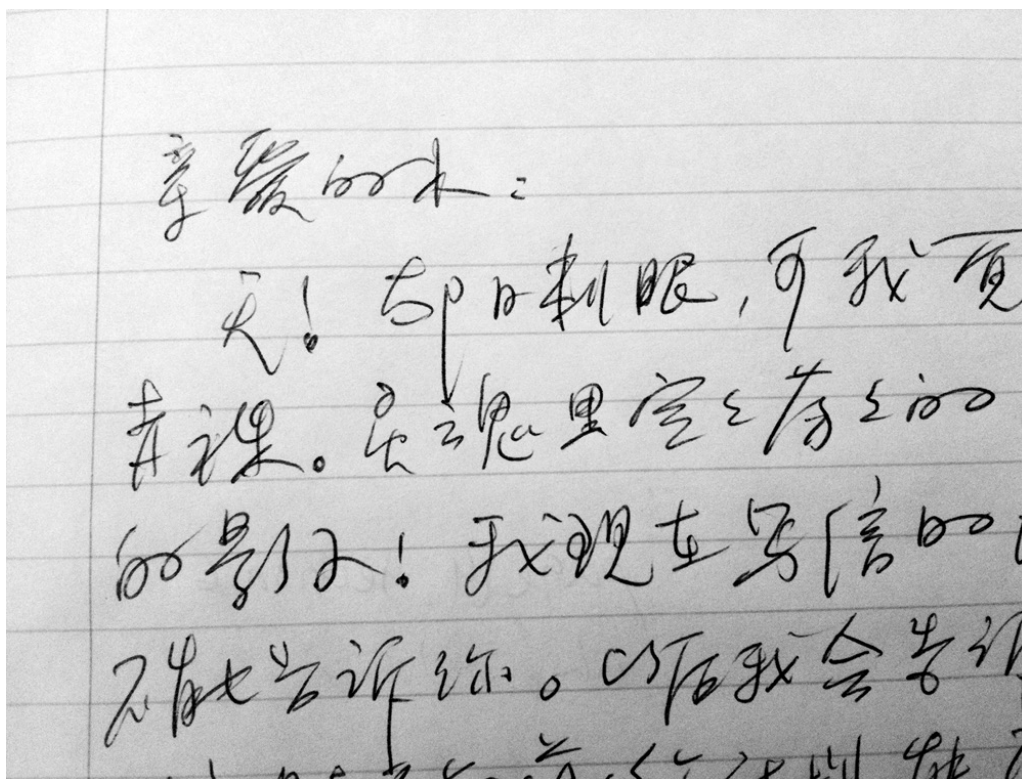
2 – London, April 2013

Iona braucht den Sex, um sich zu spüren. Es genügt schon der kurze Moment, in dem sie beschließt, den Pub mit einem fremden Mann zu verlassen und mit ihm nach Hause zu gehen, um so etwas wie Lebensfreude in ihr zu wecken. Sie liebt es, in der pechscharzen Nacht in eine völlig neue Welt einzutauchen. Der nächste Tag lebt sich dann leichter.

Ihre andere Welt sind die Wörter. Wenn sie sich in Formen vertieft und Formulierungen im Kopf bewegt, hat sie das Gefühl, in Kontakt mit dem Leben zu sein. Iona ist auf einer kleinen, hauptsächlich von Schafen bevölkerten schottischen Insel aufgewachsen, auf der sie als Teenager vor Langeweile fast verrückt geworden wäre. Doch dann entwickelte sie eine Leidenschaft für fremde Wörter: der ungewohnte Klang, die unbekanntenen Silben und Schreibweisen – Vokabeln lernen wurde ihr Ein und Alles. Sie stopfte sich voll mit Sprachen und ging an die Universität, um noch mehr davon zu bekommen. Für Iona waren die Fremdsprachen ein Zufluchtsort. In der Schule hatte man sie immer damit aufgezoen, dass sie Schauspielerin werden müsse, weil sie dem Hollywoodstar Winona Ryder so verblüffend ähnlich sah, doch für die schüchterne Iona war das unvorstellbar. Sie hatte sich lieber in die Welt der Wörter zurückgezogen.

Der morgendliche Straßenlärm steigt zum Fenster von Ionas Wohnung hoch. Sie schüttelt die Lethargie und die Erinnerung an die Berührungen des Mannes ab und macht sich einen starken Tee, mit dem sie sich an den Schreibtisch setzt. Neben einem dicken Englisch-Chinesisch-Wörterbuch liegt ein Stapel fotokopierter chinesischer Schriftstücke. Iona blättert durch die Seiten. Bei einigen Texten handelt es sich um Briefe, andere sind Tagebucheinträge in kaum zu entziffernden Schriftzeichen. Wahllos zieht sie eine Seite aus dem Stapel. Die Handschrift ist fast unleserlich, es könnte

schwieriger werden, als sie dachte. Mühsam beginnt sie den Text zu entziffern.



Liebste Mu,

die alte Himmelshure Sonne brennt mir das Hirn weg. Ich fühle mich nackt und leer und habe nichts mehr im Herzen, außer Deinem Bild.

Über den Ort, von dem ich Dir schreibe, darf ich nichts verraten, erst wenn ich in Sicherheit bin, kann ich vielleicht mehr sagen.

Ein paar Wochen zuvor war ein Verlag an sie herangetreten, mit dem sie noch nie zusammengearbeitet hatte. Man bot ihr die Übersetzung einer Sammlung chinesischer Briefe und Tagebücher an – den ungeordneten Papierstapel, der jetzt vor ihr liegt. Die Bezahlung war nicht schlecht, außerdem hatten Ionas Übersetzungsaufträge sich bislang fast ausschließlich auf langweilige Geschäfts- oder Gerichtsdokumente beschränkt, deshalb nahm sie den Auftrag ohne weitere Nachfragen an. Sie

fühlte sich in die erste Zeit nach ihrem Universitätsabschluss zurückversetzt, als sie einfach in den Tag hinein lebte, ohne Zukunftspläne, aber mit fünftausend chinesischen Schriftzeichen im Kopf, die nach draußen drängten.

Jetzt will sie mit der Übersetzungsarbeit beginnen, doch die Texte verwirren sie. Auf einigen Seiten fehlt das Datum, andere sind nur halb lesbar, weil der Fotokopierer tiefschwarze Flecken hinterlassen hat. Außerdem wurden die Originale eindeutig von einer Person kopiert, die kein Chinesisch konnte, denn die Seiten sind ohne ersichtliches System zusammengelegt worden. Während Iona durch den Stapel blättert, fragt sie sich, wie der Verlag wohl an die Unterlagen gekommen ist. Einige Briefe und Tagebucheinträge scheinen älteren Datums zu sein, andere sind noch recht neu. Die Dokumente umfassen einen Zeitraum von fast zwanzig Jahren und sind übersät mit Schmutzflecken, Abdrücken von fettigen Fingern und Tintenklecksen. An einigen Stellen sind die Schriftzeichen stark verschmiert, als sei das Manuskript nass geworden oder als habe jemand beim Schreiben in die Seiten geweint. Die Lektorin von Applegate Books hatte den schweren Ordner mit der Post geschickt und nur ein kurzes Schreiben beigelegt, in dem sie erklärte, das Material müsse etwas mit einem berühmten chinesischen Musiker zu tun haben. »Wir wollen uns einen Eindruck verschaffen, was wir da vor uns haben«, hatte es weiter geheißen. »Wir vermuten, dass es sich um etwas sehr Interessantes handeln könnte, aber ohne Übersetzung kommen wir nicht weiter.«

Iona kann sich an die Lektorin erinnern. Es war auf einer der wenigen Verlagspartys gewesen, die sie bislang besucht hat. Sie wollte damals nur auf zwei schnelle Gläser vorbeischaun und hatte sich vor allem am Rand des Geschehens aufgehalten, weil sie sich mit ihrem zu langen Rock und ihrer Ernsthaftigkeit fehl am Platz fühlte, doch sie hatte die Lektorin jammern gehört: »Früher haben wir die Biografien bedeutender Persönlichkeiten wie dem Dalai Lama verlegt, aber so etwas will heute kein Mensch mehr lesen. Die Leute interessieren sich nur noch für Randfiguren,

insbesondere, wenn sie in irgendwelche Skandalgeschichten verwickelt sind.«

Den ersten Papierbogen des Stapels krönen ein offiziell wirkender Briefkopf – »Gefangenensammelstelle Peking 1540« – und eine Adresse, die Iona nicht kennt. Sie tippt sie in Google Maps ein. Die Nadel landet in einem grauen Nirgendwo aus Schnellstraßen vor den Toren Pekings. Iona versucht sich den trostlosen Ort vorzustellen – graue Fassaden und graue Straßen. Dann kehrt sie zu dem Textstapel zurück und liest weiter.

11. November 2011

Liebe Mu,

ich halte es nicht mehr aus. Die Tage vergehen so wahnsinnig langsam. Durch das Fenster dringt fast kein Licht, und meine einzige Gesellschaft sind die nackten, kalten Gefängnismauern. Womit soll ich mich ablenken, damit ich nicht verrückt werde? Ich denke mir die Wände unserer kleinen Wohnung in dieses dunkle Zellenloch, unser Zuhause mit den schlappen Zimmerpflanzen im heißen Nachmittagslicht. Wir stehen auf dem Balkon, hören Musik von raubkopierten ausländischen CDs und blicken auf den Berg Xiang in der Ferne. Diese Vorstellung beruhigt mich.

Ich weiß, dass Du mich nicht besuchen kannst, aber ich wünschte, Du würdest mir schreiben. Seit ich Dir das Manifest gezeigt habe, schweigst Du. Es ist unerträglich für mich. Wie kannst Du nur sagen, dass Du nicht an das glaubst, was ich geschrieben habe? Wenn Du nicht an mein Manifest glaubst, glaubst Du auch nicht an mich. Findest Du das jetzt übertrieben? Mir kommt es nicht so vor, auch wenn Du vielleicht lachst und mich naiv und viel zu idealistisch nennst. Kunst, Politik und Liebe – für mich gehört das alles zusammen. Du kennst meine Art zu leben seit Jahren, sie sollte nichts Neues mehr für Dich sein. Es ist nun schon über zwanzig Jahre her, dass ich meinen ersten Song geschrieben habe. Zwanzig Jahre, Mu, das ist ein halbes Leben! Die Hälfte unserer Leben: So lange kenne ich Dich schon, und so lange kennst Du mich.

Du hast mit mir zusammengelebt. Du hast mich geliebt, und das heißt auch, dass Du mich so akzeptiert hast, wie ich bin. Was ist jetzt anders?

Was für ein Manifest?, fragt sich Iona. Sie liest den Brief noch einmal. Die Stimme auf der Seite vor ihr klingt wütend. Selbst die Handschrift ist wütend: Der Stift wurde scheinbar fest aufs Papier gedrückt, Wörter sind durchgestrichen und dann noch einmal geschrieben worden. Und wer ist diese Mu? Iona blickt aus dem Fenster. Der Himmel ist weiß geworden und scheint den hektischen Menschenmassen unten auf der Straße alle Energie auszusaugen.

Auch wenn Du es nicht hören willst, ich sage es noch einmal. Ich kenne Dich, darum weiß ich, dass Du mich verstehst. Es gibt keine Kunst ohne politische Aussage, alle Kunst ist politische Agitation. Du weißt das genau, Mu, warum verbannst Du mich dann weiterhin aus Deinen Gedanken? Wir hatten doch vorher alles besprochen. Du wusstest, dass ich das Manifest auf meinem Konzert verteilen würde. Ich hatte das Gefühl, nicht mehr frei atmen zu können. Wir haben damit gerechnet, dass etwas wie dies hier passieren könnte. Und so sehr ich Dich auch vermisse, ich denke immer noch, die Sache war es wert.

Stell Dir vor, wie Du in unserem Bett in meinen Armen liegst. Meine Frau, Du weißt, dass ich Dich liebe.

Dein Pekingmann,

Jian

3 – Lincolnshire, Januar 2012

Jian sitzt am Tisch. In der Hand hält er einen kaputten Kugelschreiber. Die Tischplatte ist völlig verkratzt und von den Handschriften all der Menschen übersät, die vor ihm hier saßen. Er öffnet sein Tagebuch, aus dem Seiten herausfallen, und versucht sich an die zurückliegenden Wochen zu erinnern, doch er ist zu erschöpft. Vielleicht leidet er immer noch unter dem Jetlag, oder er ist einfach desorientiert. Er starrt auf die Eiche draußen vor dem Fenster, deren knorrige Äste wie seine Gedanken dem wolkenverhangenen Himmel entgegenstreben. Ein alter Garten unter einem alten Himmel. Alte Haut an einem alten Körper. Alt, England ist alt, murmelt er vor sich hin. Allein zwei kleine Kirschbäume unter der schützenden Krone der riesigen Eiche erinnern ihn an China. In der überhitzten Zimmerluft werden seine Augen müde und sein Kopf schwer. Vielleicht liegt es auch an den Schlaftabletten, die sie ihm geben. Oder den Worten, den vielen Worten, die ihm die Krankenschwestern entgeschleudern. Trotz allem, was er an der Universität gelernt hat, versteht er sie nicht richtig. Wenn er die Krankenschwestern mit leeren, traurigen Augen ansieht, verziehen sich ihre Gesichter zu gereizten Grimassen.

Er beobachtet die fremden Menschen in seiner Umgebung und denkt über die Einrichtung nach, in der er sich befindet – das Florence Nightingale Haus. Alle Insassen tragen dieselben gestreiften Pyjamas, manche wirken nervös, andere lethargisch, doch allen geht es schlecht. Warum machen sie es nicht wie in China und nennen die Sache beim Namen? »Besserungsanstalt für Verrückte«. Jian versteht die vielen Arten Verwirrtheit, die es an diesem Ort gibt, nicht.

Er blickt wieder auf die Tischplatte, und die Erinnerung an die jüngsten Ereignisse überwältigt ihn. Das Weißgrau seiner Umgebung wirkt

betäubend. Wie gedemütigt er sich gefühlt hat, als der Arzt ihn vor ein paar Tagen über seine »Borderline-Störung« aufklärte. Er war sprachlos gewesen. Die Worte wollten nicht kommen, wie gelähmt hatte er dagestanden und konnte nicht gegen die Diagnose protestieren oder erklären, was wirklich mit ihm los war.

Jeden Abend starrt er seine ramponierte Gitarre an, die er den weiten Weg aus China mitgebracht hat, doch seit er in diesem Land ist, hat er die Saiten kaum mehr angerührt. Im Gedränge und Gerangel nach dem Konzert hatte der Korpus einen neuen Riss bekommen. Die groben heißen Hände, die ihn packten und von der Bühne zerrten, die Scheinwerfer, die ihm grell ins Gesicht leuchteten. Seit Wochen hat er die Erinnerung daran nicht mehr zugelassen. Die Gitarre ist wie ein stummer Vorwurf. Wenn er sie ansieht, steigt auch das Gesicht eines chinesischen Mädchens vor ihm auf, das aus der ersten Reihe des Publikums zu ihm hochblickt, ihr offenes Gesicht, so rund und zart, der einzige ruhige Punkt im wild wogenden Wahnsinn der Menge.

Seine Gedanken schweifen weiter zu den seltenen Tagen, an denen er sich von seinen Musikerfreunden absetzte, um allein zu sein und ein Lied zum Gedenken an seine schon lange verstorbene Mutter zu schreiben. Als Kind hatte er an ihrem Grab vor Wut, Verwirrung und Verlorenheit geweint, jetzt scheinen die einsamen Tage Normalität geworden zu sein.

Plötzlich durchdringt ein gellendes Geräusch die Stille. Es gleicht dem verzweifelten Schrei eines Vogels, der in einem Raum eingesperrt ist. Jian wird aus seinem Tagtraum gerissen. Er sitzt immer noch in der Patienten-Bibliothek. Seine Mitinsassen sind in Sudokus und Kreuzworträtsel vertieft. Jian ist wach, doch die Müdigkeit steckt ihm immer noch tief in den Knochen. Er denkt an »Mala«, seine Lieblingsnudelsuppe mit Rind, Schwein und extrascharfem Sichuan-Pfeffer, bis er den Dampf der heißen Suppe beinahe auf seinem Gesicht fühlen kann. China ist immer noch lebendig in ihm. Es ist noch nicht zu lange her, er kann es noch schmecken,

riecht den scharfen Geruch in den feuchtkalten Gassen Pekings und spürt, wie ihm die Chilis in der Nase kitzeln, wenn er an den Marktständen vorbeigeht. Er wartet. Sein Körper ist dumpf und schwer.

Spätabends. Jian blickt in den dunklen Himmel und sucht nach vertrauten Sternen. Der Große Wagen ist nur leicht von Wolken verdeckt, eingebettet in das weite schwarze Firmament. Da sieht er einen Kometen auf den dunklen Horizont zuschießen. Noch bevor er ihn richtig wahrgenommen hat, ist er vorbeigeflogen. Als sein Blick dem verbrennenden Staub des Kometenschweifs folgt, fühlt Jian sich selbst wie ein Komet, der am Tag seiner Geburt im Schaltjahr 1972, als China noch fest in den Klauen der Kulturrevolution steckte, durchs dunkle Blau zoomte und in einer halb mongolischen, halb Pekinger Familie aufschlug. Jian ist im Jahr der Ratte geboren, vielleicht ist das der Grund, warum alles so gekommen ist. Die Ratte rannte bereits, als er als plärrender Balg in Pekings Frauenkrankenhaus Nr. 8 aus dem Bauch seiner Mutter schoss und die Nabelschnur um seinen Hals das Geschrei fast erstickt hätte. Von seinen Großeltern weiß er, dass die Familie sich mitten im Mao-Wahnsinn befand, der letzten ideologischen Schlacht des Großen Vorsitzenden gegen das Schreckgespenst des Imperialismus und die bourgeoise Unterwanderung der Volksrevolution. Sicher hatte die Ratte gezischt, als seine Großmutter mit ihm zu dem alten Handleser in Pekings Himmelstor-Park ging. Der weißbärtige Mann hatte die Hand des Kindes genommen und ein paar Sekunden lang hineingeschaut. »Dunkle Wolken ziehen über sein Schicksal, doch seine Energie ist stärker als die Wolken«, verkündete er schließlich. »Wenn er seinen Ungehorsam überwindet, wird er Erfolg im Leben haben.« Während seine Großmutter noch über die rätselhafte Aussage nachsann, hatte sich der kleine Jian von ihr und dem Handleser losgerissen und versucht, in die dampfigen Gassen Pekings zu entfliehen.

Schon mit der Muttermilch sog das Rattenkind Indoktrination und Ideologie ein: Marxismus und Leninismus in der Interpretation Maos. Im Alter von acht Jahren war Jian ein wilder, kräftiger Bursche mit

kirschförmigem Gesicht, der mit rotem Halstuch und einem Holzgewehr in der Hand auf einer mit Bannern geschmückten Bühne Parteiparolen brüllte, als wäre er einem Gemälde des sozialistischen Realismus entstiegen. Doch seine Parteitreue hielt nicht lange an: In der Pubertät wechselte er mit seinen Überzeugungen auf die andere Seite.

In der kühlen Nacht unter dem schweren englischen Himmel kommt Jian die Vergangenheit wie verglühende Asche vor, wie ein stummes Schattenspiel in seinen Gedanken. Als eine Krankenschwester vorbeigeht und etwas in der immer noch fremd klingenden Sprache vor sich hin murmelt, weiß er wieder, wo er ist. Es ist spät geworden, halb elf. Langsam geht er in das Schlafzimmer, das er sich mit anderen Patienten teilt. Er schluckt die Schlaftablette, die man ihm in einem kleinen Plastikbecher auf den Nachttisch gestellt hat, nimmt die Gitarre und setzt sich mit ihr aufs Bett. Auf einem der Zargen stehen Schriftzeichen. Obwohl sie schon sehr verkratzt sind, kann Jian sie immer noch lesen:

资本主义清道夫 – *Diese Maschine tötet Kapitalisten*

Seine Finger tasten übers Griffbrett und finden in die vertrauten Akkorde, die immer noch in seinem kräftigen Rattenherzen tönen. Er schlägt eine Saite an. Das lang gezogene Geräusch hallt durch die Stille der Nacht. Einer seiner Mitpatienten wird wach, dreht den Kopf zu ihm um und sieht Jian so lange schweigend an, bis dieser die Gitarre mit einem Seufzen wegstellt. Er legt den Kopf aufs kalte Kissen, starrt die graue Zimmerdecke an und spürt, wie die Dunkelheit ihn umhüllt. Doch der Schlaf will bis zum Morgengrauen nicht kommen. Ein glühend heißer Gedanke hält ihn wach: Ich muss hier raus, egal wie. Und deshalb fängt er an höchster Stelle an.

4 – Lincolnshire, Februar 2012

*Kublai Jian
Psychiatrische Klinik Lincolnshire
2 Brocklehurst Crescent
Grantham NG31*

*An die Queen
Buckingham Palace
London SW1A 1AA*

Liebste Queen,

mein Name lautet Kublai Jian, aber die meisten sagen einfach Jian, was stark und kräftig bedeutet. Ich schreibe Ihnen aus einem Irrenhaus in Lincolnshire. Sicher kennen Sie Ihre englischen Städte so gut wie die eigenen zehn Zehen an den Füßen und wissen auch, dass Lady Thatcher aus Lincolnshire stammt. Vielleicht denken Sie jetzt, dass ich nicht ganz richtig im Kopf bin wie die anderen Insassen dieser Irrenanstalt, aber ich kann Ihnen versichern, dass es in diesem Haus keinen klareren und ruhigeren Menschen als mich gibt.

Ich glaube, dass Sie etwas von Gerechtigkeit verstehen, und ich hoffe, dass eine mächtige Person wie Sie mir helfen kann. In China heißt es: Wenn du mit dem Chef sprechen kannst, wende dich nicht an die Sekretärin, und wenn du mit der Frau vom Chef sprechen kannst, wende dich nicht an den Chef. Und Sie, liebe Queen, sind eine Frau und die Chefin, besser geht es nicht!

Ich habe mein ganzes Leben lang in China gelebt. Oder besser: bis vor ein paar Wochen. Ende Dezember bin ich nach London gekommen und zunächst in einer feuchten kleinen Wohnung in der Nähe der U-Bahn-Station Mile End gelandet. Es war schon ziemlich deprimierend, den ganzen Tag in einem stinkenden Loch zu sitzen, aber das war noch nichts im Vergleich zu dem, was dann kam. Eines Morgens, ich hatte mir gerade zwei fettige Würstchen geholt, an denen ich kaute, fand ich im Briefkasten ein Schreiben vom englischen

Innenministerium vor. Sie hatten meinen Asylantrag abgelehnt. Ich schluckte das zweite Würstchen und beschloss, mich zu wehren, doch für einen Einspruch musste ich 2000 Pfund zusammenkratzen und außerdem verschiedene Dokumente vorlegen, die mir fehlten. An dem Tag bin ich durchgedreht. Ich habe jeden angebrüllt, der mit mir reden wollte. In der Nacht hat dann mein Magen rebelliert, und ich spürte stechende Schmerzen in den Organen. Mit solchen Dingen kennen Sie sich wahrscheinlich nicht aus, liebe Queen, doch ich habe seit meiner Kindheit Darmprobleme, genau wie Fidel Castro, der hat sie auch schon ein Leben lang. Alles ist verknotet in mir, es pocht, gärt und bläht. In jener Nacht habe ich geglaubt, ich müsste sterben.

Aber ich bin nicht gestorben. Am nächsten Morgen hat mich jemand ins Krankenhaus gebracht. Nach einer gründlichen Untersuchung sagte mir der Arzt, mit meinen Organen sei alles in Ordnung, aber vielleicht nicht mit meinem Kopf. Ich habe ihn verflucht, seine Mutter, seine Großmutter und seinen Urgroßonkel auch. Daraufhin hat er mich sofort zu einem anderen Arzt geschickt, einem Gehirnspezialisten. Vor Wut und Ungeduld habe ich dem Gehirnspezialisten ins Gesicht geschlagen und ihm die Brille zertrümmert.

Sofort haben mich drei Sicherheitskräfte gepackt und in einen Transporter verfrachtet. Zwei Stunden später fand ich mich in einem hässlichen Provinznest wieder, umgeben von Feldern mit Schafen. Sie brachten mich an diesen sehr einsamen Ort, der wie ein Seniorenheim aussieht, aber ein paar Stunden später erfuhr ich, dass es sich um eine psychiatrische Klinik handelt! Ich musste meine Kleider abgeben und einen gestreiften Anstaltspyjama anziehen, dann sollte ich mich in einem Bett in einem fensterlosen Raum ausruhen. »Ausruhen? Wozu soll ich mich ausruhen?«, habe ich sie angebrüllt, aber sie haben mir nicht einmal geantwortet. Am nächsten Morgen hat mich ein »Facharzt für Psychiatrie« in sein Sprechzimmer bestellt und mir erklärt, dass sie mich nicht entlassen könnten, weil es mir zu schlecht gehe. »Es wäre das Beste für Sie, wenn Sie eine Weile bei uns blieben«, meinte er, doch ich widersprach ihm und erklärte, dass es sich um ein Missverständnis handele: Man habe mich einfach in einen Transporter geworfen und in eine

Irrenanstalt gefahren wie ein Schwein ins Schlachthaus. Er meinte nur, alle Patienten würden das bei ihrer Ankunft behaupten. »Sie werden sich bald eingewöhnen.« Er klopfte mir auf die Schulter, als wäre ich ein entfernter Verwandter.

Liebste Queen, ich will Ihnen ganz offen und ehrlich sagen, warum ich Ihnen diesen Brief schreibe: Ich brauche Ihre Hilfe. Vielleicht halten Sie mich für einen Quertreiber, aber das bin ich nicht. Ich bin in Peking aufgewachsen, wo man es mit der Ideologie sehr genau nimmt. Dort begannen meine Probleme. In Peking war ich Punkmusiker. Sie müssen wissen, dass ein chinesischer Punk etwas völlig anderes ist als die jungen Leute in Ihrem Land. Vielleicht halten Sie uns junge Chinesen für unanständige Rabauken, die fluchen und spucken, ihre Gitarren verbrennen oder auf der Bühne ihre Genitalien aus der Jeans holen. Aber so sind wir nicht, ganz und gar nicht! Wir sind diszipliniert und gebildet, und in unseren Liedern geht es um Politik und Kunst. Allerdings ist es nicht immer einfach, gegen die Regierung zu protestieren. Ich dachte, vielleicht gefällt Ihnen meine Musik, deshalb lege ich Ihnen unser berühmtestes Album mit dem Titelsong »Langer Marsch in die Nacht« bei.

Bitte entschuldigen Sie meine Weitschweifigkeit, doch ich hoffe, dass Sie mich hier rausholen können.

*Mit freundlichen Grüßen,
Kublai Jian*

YUAN VS DOLLARS



DANK

Die letzten Jahre waren für mich die härtesten meines Erwachsenenlebens. Erst starb mein Vater, dann meine Mutter. Beide erlagen einer schweren Krebserkrankung. Danach zog ich eine Zeit lang durch Europa und überlegte, wo ich mich niederlassen sollte. Im Herbst 2012 kehrte ich aus Berlin nach London zurück und suchte mit Hochdruck nach einer neuen Wohnung. 2013 wurde meine Tochter geboren – ein echtes Kind Hackneys, dem der Lärm von Sirenen und das Rauschen des Verkehrs auf der Mare Street bald vertraut waren. In Hackney schrieb ich schließlich auch diesen Roman fertig, das anstrengendste und längste Projekt, an dem ich jemals gearbeitet habe.

Ich bin sehr glücklich, eine Heimat bei meinen sehr loyalen Verlagen gefunden zu haben: Chatto & Windus in Großbritannien, Nan Talese in den USA und dem Knaus Verlag mit Claudia Vidoni in Deutschland. Meine Lektorinnen und Agentinnen sind zu Freundinnen geworden, die mich im Beruflichen wie Privaten begleiten: Juliet Brooke, Clara Farmer, Rebecca Carter, Claire Paterson. Für ihre wunderbare Unterstützung danke ich Ruth Warburton, Kate Bland, Anne Rademacher, Melanie Schwarz, Kirsty Godon, Martin Ouvry, Owen Sheers, Suzanne Dean und Ruth Little, außerdem allen Mitarbeitern in den Verlagen. Herzlichen Dank an *Granta*, die mich noch vor meinem vierzigsten Geburtstag entdeckt haben.

Zutiefst dankbar bin ich Stephen Barker und Philippe Ciompi: Eure bedingungslose Hilfe, Geduld und Liebe stehen auf jeder Seite dieses Buchs.

Und nicht zuletzt bedanke ich mich bei meinen lieben Lesern auf allen Kontinenten, von Deutschland bis China, von Kanada bis Australien, von Spanien bis Argentinien. Ihr seid vielleicht der wichtigste Grund für mich, weiterzuschreiben.

Xiaolu Guo, London 2013

Die Übersetzerin dankt Karin Betz für die Durchsicht der chinesischsprachigen Zitate.

Sie wollen gleich weiterlesen? Unsere Empfehlungen für Sie...



Xiaolu Guo

Eine Sprache der Liebe

Roman. "Eine Liebesgeschichte zwischen Sprachen, Kulturen und Philosophien." (Siri Hustvedt)

Penguin Verlag

[Zum Shop](#)



Xiaolu Guo

Es war einmal im Fernen Osten

Ein Leben zwischen zwei Welten

Albrecht Knaus Verlag

[Zum Shop](#)



Xiaolu Guo

Ein Ufo, dachte sie

Roman

Albrecht Knaus Verlag

[Zum Shop](#)